

schien »reflected [...] in fragments« (S. 103). Die Reporter jener Zeit hätten die »Trümmer der Stadt« gesammelt und sie in einer grob zusammengestellten Collage zur Schau gestellt. Den Feuilletonisten sei es um die typischen Kleinigkeiten am Rande gegangen, die in der literarischen Form der »short feuilleton sketches« ihren besonderen Ausdruck fanden. Vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Weitwinkelblick zur Einzelheit, wie beispielsweise die Beachtung von simplen Kreidemarkierungen auf dem Bürgersteig. Die Verschiedenheiten der Stadt, ihrer Bewohner und deren Gewohnheiten, das bunte, das hastige, das trostlose, das fröhliche Geschehen dieser Großstadt, werden vom Autor auch mit den Augen der Feuilletonisten der Jahrhundertwende gezeigt: »The best way to develop an eye for seeing variety was to enter a zone of transition in which differences of social class and official bearing would be most visible« (S. 108).

Die Darstellung der Stadt als Spektakel (S. 127–169) in den Massenmedien habe auch eine wichtige politische Konsequenz nach sich gezogen, so der Autor. »By making the metropolis so delightfully consumable, the mass media – newspapers, advertisements, and later the cinema – laid the foundation for a consumer culture (derailed by the advent of Hitler) that defuses class conflicts and glosses over ethnic differences« (S. 130). Die Darstellung der Stadt in den Medien habe dazu beigetragen, daß verschiedene Gruppen die Stadt als ein großes Terrain für visuelles Vergnügen betrachtet hätten. Auch in den folgenden zwei Kapiteln »Illegible Texts« (S. 170–203) und »Plot Lines« (S. 204–233) versteht es der Autor, den Leser anhand vieler Beispiele in die Zeit der Jahrhundertwende und in das Berliner Großstadt-Milieu mit allen seinen Facetten einzuführen. Besonders interessant sind die Ausführungen des Verfassers im Kapitel »Illegible Texts«. Hier weist er auf die Informationsflut in Berlin hin, die unter anderem durch die ständig wechselnden grellen Farben der Leuchtreklame mit beeinflußt wurden. »Reading Berlin, reading the city« – dies ist auf unterschiedlichste Art und Weise möglich (gewesen). »As I see it, the act of reading the entire city as a complete work was overwhelmed by the larger, ongoing process of just rereading and rewriting. Again and again, texts interrupted and obliterated each other. [...] Words themselves were legible, but, often enough, the sentences and pages they formed proved to be unintelligible« (S. 173).

Es ist Fritzsche recht zu geben, wenn er in seinem Schlußkapitel »Other Texts of Exploration« (S. 234–251) die textliche Vielfalt der modernen Druck-Kultur hervorhebt, da sie sich durch die Verbreitung unterschiedlichster literarischer Textsorten auszeichne: »telegrams, lead stories, editorials, feuilletons, government notices, advertisements« (S. 235). Das Buch insgesamt lebt von einer brillanten Analyse und einem besonderen sprachlichen Einfühlungsvermögen. Der Leser wird hineingenommen in das Denken und Schreiben zeitgenössischer Großstadtgesellschaft, Einblicke in die unterschiedlichsten sozialen Beziehungsgeflechte entstehen: ein faszinierendes Werk.

*Christoph Goldt, Münster*

John W. Boyer, *Culture and Political Crisis in Vienna. Christian Socialism in Power, 1897–1918*, The University of Chicago Press, Chicago etc. 1995, XVI + 702 S., Ln., 37,50 \$.

Wie der Autor einleitend selbst betont, handelt es sich bei dieser Publikation um eine besondere Art der Fortsetzung seines früheren Werks »Political Radicalism in Late Imperial Vienna. The Origins of the Christian Social Movement, 1848–1897« (1981). Die Christlichsoziale Partei (CSP) – in dieser landesüblichen Schreibweise im Unterschied zu den gleichfalls antisemitischen, jedoch protestantischen Christlich-Sozialen um Stoecker

in Berlin – erscheint angesichts ihrer Regierungsbeteiligung auf Reichsebene zunehmend als »agent of state-level politics in Vienna«; deshalb werde gegenüber dem ersten Band »much less a contribution to the social history of *Mittelstand* politics, and much more a contribution to the political history of *Mittelstand* society« präsentiert (S. IX). Mit solchem Anspruch einer politischen Gesellschaftsgeschichte, die zugleich kulturelle Dimensionen einer Krisensituation in der Metropole dieses Vielvölker-Reiches thematisieren will, läßt sich der Ertrag auch eines dermaßen quellengesättigten Monumentalwerks anhand des eigenen Leitfadens bilanzieren.

Lediglich im ersten Kapitel »The Christian Social Consolidation of Power, 1897–1905«, das entsprechend knapper ausfällt (S. 1–59), werden noch maßgebend die Fragestellungen aus der Vorstudie aufgenommen. Vor dem Hintergrund des Wortradikalismus der Oppositionsjahre zeichnet sich die Tendenz zum »conservatism of power« (S. 1) durch weitgehende Übernahme der institutionellen und personellen Ausstattung der befehdeten liberalen Gemeindeverwaltungen ab. Gerade der Kontrast zwischen proklamierten »glories of an imagined *Stadtbürger* past«, ablesbar nicht zuletzt an einer sozialexklusiven Homogenität der zu »Bürgern« ernannten katholischen Familienväter gesetzteren Alters von mittelständischem Besitzstatus, und der »modernity and progressiveness of their technological achievements« in der kommunalisierten Infrastrukturpolitik kennzeichnete die Ambivalenz des christlichsozialen Gemeinderegimes unter Bürgermeister Lueger, der sich mit Bauwerken zugleich ein Denkmal von »symbolic representation« setzte (S. 11 f.). Nicht allein dieses offenkundige Primat der Machtsicherung, begleitet von Auftrags- und Stellenpatronage sowie Ausschluß politischer Gegner aus diesem expandierenden öffentlichen Sektor, relativierte die vorrangig gegen »ausländisches« und »jüdisches« Kapital gerichtete Versammlungsrhetorik der CSP. Auch die angesichts damit verbundener exponentieller Kommunalschulden praktizierte Gewinnorientierung (mit entsprechend hohen Kundentarifen) anstelle bloßer Kostendeckung oder gar Wohlfahrtssubventionen läßt die Kommunalisierung der Nahverkehrs- und Energiebetriebe mehr zur »expression of state capitalism« werden (S. 7). Wenn der Autor insofern zutreffend betont, daß »Karl Lueger and his colleagues believed in the market« (S. 14) – und ansonsten noch mehr »in families« und sonstige vor-kapitalistische Regulative als in sozialstaatliche Umverteilungsmaßnahmen jenseits der traditionellen Armenfürsorge –, erhebt sich um so mehr die kritische Frage nach der sachlichen Berechtigung der Titelschöpfung »Christian Socialism in Power«. Zur kommunalpolitischen Macht gelangt (im Sinne einer Mehrzahl der Gemeinderatsmandate und Stadtratsämter) waren im Gefolge einer liberalen Ära der Kaufleute und Bildungsbürger vorwiegend stimmrechtsprivilegierte hausbesitzende Gewerbetreibende, die vielfach mehr Traditions- als Gesinnungskatholiken waren und als Mitglieder einer »antiliberalen Wahlgemeinschaft« mitnichten irgendwelche »sozialistischen« Neigungen aufwiesen, sondern mit ausgeprägtem Standesdenken die Stadt geradewegs als ihren Besitz verteidigen wollten. Die Interpretationsfolie für die zuweilen eigentümliche Terminologie des Verfassers, die bereits im (durchaus zugleich konservative Züge tragenden) »Radicalism« einer antiliberalen Oppositionsbewegung anklang, findet sich in historisch-komparativen Analogisierungen mit Entwicklungsmustern amerikanischer Millionenstädte. Wenn bei aller Vorsicht gegenüber Übertragungen von »two quite different political cultures« über Lueger gesagt wird: »In many respects he was a »boss« in the American sense of the term«, der die Stadt »autocratically and arbitrarily« beherrschte, könnte sein Regime zugleich als »anti-big business« as well« kategorisiert werden: »From the American perspective, Lueger's municipal socialism could at the same time be considered a Progressive policy« (S. 240–42). Daß solche Vergleichsmaßstäbe ebenso anregende wie fehlgeleitete Analogien zutage fördern, während der Autor naheliegendere und ertragreichere Seitenblicke z. B. auf Berlin, London und Paris mangels eigener

Recherchen meidet, offenbart sich noch stärker in der wiederum amerikanisiert wahrgenommenen Rückblende auf die Vorläufer des vermeintlichen christlichsozialen Municipalsozialismus: »Indeed the most ›corrupt‹ period of Vienna's history was the so-called *Gründerzeit* under the Liberals in the 1870s, which saw massive institutional expansion using privat franchising« (S. 247). Als unverdächtige Zeitzeugen gegen derlei anti-liberale Klischees aus der christlichsozialen Ära konnten (was Boyer trotz punktueller Einbeziehung von publizistischen Quellen unberücksichtigt läßt) ausgerechnet die marxistischen Sozialdemokraten auftreten, die z. B. mit Blick auf die Parteibuchkarriere des CSP-Magistratsdirektors Weiskirchner anmerkten, »daß uns die amerikanische Tammany Hall ins Europäische übersetzt wird«, und die im Vergleich die vorausgegangene Herrschaft einer Bürgerelite sogar milder beurteilten (*Arbeiter-Zeitung*, 10. 1. 1903). Daß bereits nach wenigen Jahren christlichsozialer Dominanz von der traditionellen nüchternen Regelmäßigkeit der Verwaltung kaum mehr die Rede sein konnte, hat nicht einmal das christlichsoziale Organ bestritten: »Es gibt keine einzige Großstadt in Europa, die so ausschließlich und so unangefochten einer Partei gehören würde, wie die österreichische Reichshauptstadt« (*Reichspost*, 8. 5. 1904).

Die Überschätzung der bilanzierend hervorgehobenen »roles of emancipatory provocation« – die mit den Titelstichworten »Radicalism« und »Christian Socialism« überstrapaziert werden – gegenüber einem gleichfalls konstatierten »functional self-interest« (S. 462) dürfte mit dem weitgehenden Verzicht auf eine gründliche sozialhistorische Fundierung der Aussagen zusammenhängen. In geradezu stereotypen Wendungen erfolgt eine Charakterisierung der christlichsozialen Wählerbasis als klein- bis mittelbürgerlich, was sich gar noch auf die zwischen 1897 und 1910 gut 9 000 ernannten prestigeträchtigen »Bürger« erstrecken soll, die als »lower- and middle-bourgeois types« charakterisiert werden, obgleich sie »at least prosperous, if not moderately wealthy« lebten (S. 10). Solche Einstufung in den saturierten bis wohlhabenden Mittelstand – nach oben lediglich von einer Großbürgerelite abgegrenzt, nach unten aber über die Unterschichten hinaus auch gegen die einfachen Mittelschichten – wird man generell für die christlichsozialen Mandatare und ihre Privilegienwähler anzuwenden haben: Wie sich aus den Wahlstatistiken ohne technischen Aufwand ermitteln läßt und einschlägiger Sekundärliteratur zu entnehmen ist, hatte sich die Partizipationsquote bereits infolge der liberalen Wahlreform des Jahres 1885 von 16 Prozent auf 23,6 Prozent der mehr als 24 Jahre alten männlichen Zivilbevölkerung erhöht – was den Christlichsozialen in solchen mittelbürgerlichen Segmenten ein Jahrzehnt darauf zum Wahlsieg verhelfen sollte. Bis 1900 stieg dieser Anteil im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung trotz gegenläufiger Effekte der Eingemeindung auf 27,6 Prozent. Die mit großem Propagandavorlauf inszenierte christlichsoziale »Wahlreform« des Jahres 1900 brachte tatsächlich nur mehr 1,9 Prozent zusätzliches Stimmengewicht, weil im vierten (dem – mit Einschränkungen wegen der verlangten dreijährigen Selbsthaftigkeit – »allgemeinen«) Wahlkörper nur 21 der insgesamt 165 Mandate vergeben wurden und die Privilegienwähler der ersten drei Kategorien dort nochmals abstimmen durften. Wenn Stimmrechte als reales Partizipationsgewicht und nicht als manipulative Illusion der Teilnahmechance zu bemessen sind, kann eher noch den Liberalen dieser zukunftsoffen »emanzipatorische« Schritt der Ergänzung bisheriger Privilegienwähler um immerhin nahezu die Hälfte bescheinigt werden, wogegen diese »progressive« Quote bei den Christlichsozialen in der Wirkung nur Bruchteile davon ausmachte. Damit sollte weiterhin die erstarkende sozialdemokratische Konkurrenz dauerhaft niedergehalten werden, statt wie noch in der liberalen Ära durch schrittweise Öffnung des Privilegiensystems auch die künftige Ablösung durch nachrückende Schichten zu ermöglichen. Wer zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als 70 Prozent der Bevölkerung von realer Partizipation fernhielt, war sich der Unterstützung kleinbürgerlicher Schichten, insbesondere der in abhängiger Beschäftigung, offenkundig keineswegs sicher.



Was den Christlichsozialen unter einem wirklich »allgemeinen« und gleichen Stimmrecht in Wien bevorstand, nämlich – wie in der Republikzeit dann tatsächlich geschehen – geradewegs eine politische Marginalisierung am Ursprungsort ihrer Machtentfaltung, mußten sie bei den Reichsratswahlen 1911 bereits schmerzlich erfahren: Sie wurden erstmals von den Sozialdemokraten und sogar den – in statushohen und bevölkerungsschwachen Quartieren teilweise mit sozialdemokratischer Unterstützung mehrheitsfähigen – Liberalen deutlich majorisiert (19 und 7 gegenüber 3 Mandaten). Als reichsweit zunehmend agrarisierte Partei (65 ländliche Mandate) wurde die CSP in der Metropole das Opfer einer »classic urban versus rural dichotomy«, weil in den Jahren zuvor eine durch Naturkatastrophen und Handelsprotektionismus verschärfte Teuerungskrise bei Grundnahrungsmitteln das städtische Protestpotential gefördert hatte (S. 155 f.).

Zu den stärksten Passagen dieser Studie gehören zweifellos die Analysen der innerparteilichen Krise der CSP in den letzten Lebensjahren und nach dem Tode Luegers (1910), die eine Gewichtsverlagerung von der Stadt- auf die Landes- und Reichspolitik bewirkten: »The real hero of Christian Social policies in the second epoch of its history was Albert Gessmann« (S. 447), der zwar gegen Widerstände von Partikularinteressen und weniger katholisch motivierte Bündnispartner in Luegers »Bürgerklub« nicht dessen Nachfolger zu werden vermochte (S. 257 ff.), jedoch am ehesten ein Konzept für die Fortbildung seiner Partei entwickelte; denn »the German Catholic Zentrum was clearly the most congenial model for Gessmann's group within the Christian Socials« (S. 104). Ein deutliches Zeichen für solche Tendenzen war ein – dem »Volksverein für das katholische Deutschland« nachgebildeter – »Volksbund der Katholiken Österreichs«, der sich unter dem Einfluß einer gesinnungstüchtigen jüngeren Generation »into a militant cadre organization to oppose Catholicism's enemies, particularly Austrian Social Democracy« verwandeln sollte (S. 307). Die Transformation zum Politischen Katholizismus stieß jedoch an Grenzen einflußreicher Gegenpositionen wie z. B. die des späteren Bundeskanzlers und katholischen Prälaten Seipel, der primär die Amtskirche als weltanschauliche Bastion gegen die sozialistische Lagerbildung betrachtete und deshalb ein zu starkes Ausufern der Parteiorganisation in die religiöse Lebenssphäre ablehnte (S. 210 f.).

Weit davon entfernt, die Christlichsozialen (mit ihrer unheilvollen antisemitischen Massenagitation, die weitaus mehr Breitenwirkung als die extremere Rassenideologie der zumeist akademisch-sektiererischen alldeutschen Jünger des Georg v. Schönerer erzielte) historisch rehabilitieren zu wollen, geht der Gesamteindruck (vielleicht unbeabsichtigt) doch in diese Richtung, da der Autor die antiklerikalen Wiener Liberalen und Sozialdemokraten ähnlich kritisch beurteilt. So erfolgt z. B. die Analogisierung des christlichsozialen Besitzanspruchs auf die Stadt durch Privilegienträger »as property owners and taxpaying members of the municipal Bürgertum« mit den Konzepten eines »Roten Wien«: »A similar combination of corporate exclusivity and ideological intolerance was replicated by the Social Democrats« (S. 456). Dabei wird (jenseits von stets legitimer Vielfalt der Werturteile) schlicht übergangen, daß es hinsichtlich demokratischer Legitimität ein qualitativer Unterschied bleiben muß, ob christlichsoziale Privilegienherrschaft auch gegen die Bevölkerungsmehrheit die Stadt wie ihr Eigentum behandelte oder eine mit deutlichem Mehrheitsvotum ausgestattete Sozialdemokratie nicht immer gleichen Respekt gegenüber dem Minoritätenschutz zeigte.

Vollends auf kaum mehr nachvollziehbares Terrain geraten die Urteile Boyers bei der Parallelisierung der österreichischen Lagerbildungen mit deutschen totalitären Radikalisierungen: »In Weimar ideological intractability and self-possession were situated at the extreme ends of the political spectrum (to the Right the National Socialists, to the Left the German Communists), but in Austria the albatross of ideological certainty (and the ambition to craft new patterns of social relations) hung squarely in the middle of

the political system« (S. 453). Dabei gerät allzu sehr in Vergessenheit, daß eine importierte »Kommunistengefahr« (wenn sie in Wien jemals bestand) 1919 von den Sozialdemokraten ohne Mithilfe restaurativer Kräfte (somit demokratisch unanfechtbarer als in Deutschland) abgewehrt wurde. Auf dem Weg zur »braunen« Diktatur nach dem »roten« Wien mußte zudem auch noch der »schwarze« Ständestaat unter brutaler Gewaltanwendung beseitigt werden, weil Dollfuß und Schuschnigg auf einer Autoritarismus-Skala vielleicht zwischen Schleicher und Papen, aber nur insoweit auch im Vorhof des totalitären Hitler-Regimes angesiedelt werden können. Bei aller heuristischen Wertschätzung für diachrone Vergleichsmaßstäbe wird man im Ernst nicht die »anarchy« des kriegsgeschüttelten Habsburger Vielvölkerreiches zwischen 1914 und 1918 mit jener in Deutschland unter den Präsidialkabinetten von 1930 bis 1933 sinnvoll in Beziehung setzen können, wie es der Verfasser mit dem Hinweis auf »political ›privatization« jenseits institutioneller Politik und der anschließenden Transposition von »policy agendas in far more value-laden and morally absolutist terms« suggeriert (S. 453). Wenn ein für den Autor befremdlich überschießender Bildungs- und Kulturbegriff des Austromarxismus unterschwellig in historisch-kategoriale Nachbarschaft zur NS-Massenideologisierung geraten kann, versinkt die facettenreiche mitteleuropäische Geschichte der politisch-kulturellen Fragmentierungen in jener konturenlosen Nachtstimmung, die alle Katzen grau erscheinen läßt.

Im Lichte einiger Fehlgriffe in sozialwissenschaftlicher Terminologie und historischer Komparatistik sowie einer kurzen (als Kontrastbild zur Vorgeschichte etwas unkritisch geratenden) Würdigung der großkoalitionär-sozialpartnerschaftlichen Nachkriegsidentität als selbständiges Österreich seit 1945 bzw. 1955 (S. 458–60) erscheint der Schlußsatz von Boyer um so erstaunlicher: »The history of Christian Social party can be seen only within the limits of its time and judged in the context of its time« (S. 462). Ein solches neohistoristisches Credo mag durchaus die forschungspragmatischen Vorzüge einer sorgfältigen Textthermeneutik haben, wie sich in der eindrucksvollen Materialverarbeitung dieses gewiß für wesentliche Abschnitte der betrachteten Thematik als künftiges Standardwerk einzustufenden Studie zeigt; als fast durchweg gelungen können auch die traditionelle Ideen-, Personen- und Institutionenhistorie ergänzenden Passagen über kulturgeschichtliche Phänomene gelten – von der »symbolischen Politik« kommunaler Selbstinszenierung bis zu nationalen und konfessionellen Identitätskonflikten der »Pluralitäten«-Metropole Wien um die Jahrhundertwende. Statt jedoch eine deskriptiv-interpretatorische Perspektive durchzuhalten, sucht der Autor häufig unvermittelt die »großen Thesen« – über die aber in allzu zahlreichen Fällen entweder der historische Empiriker oder der sozialwissenschaftliche Theoretiker (beziehungsweise gar beide) ins Kopfschütteln geraten müssen. Ein themenbezogen prägnantes Beispiel sei abschließend erwähnt: Wer eingangs auf den defizitären Forschungsstand hinsichtlich der Regionen außerhalb Wiens und Niederösterreichs verweist (S. IX), kann nicht fundiert die zugespitzte These vertreten: »Vienna finally took possession of the state« (S. 59), nur weil vielleicht intellektuelle Führungsgruppen auch der (überwiegend »provinziellen«) Christlichsozialen wie die metropolenzentrierte Arbeiterbewegung eine herkunftsbedingte Optik einbrachten: »Both mass parties viewed the Empire through the prism of Viennese politics« (S. 173). Eine verstärkte Einbeziehung von »social history of *Mittelstand* politics« anstelle der über viele informative Einzelaspekte hinaus letztlich nicht eingelösten Gesamtperspektive einer »political history of *Mittelstand* society« hätte den zuweilen eher ambitionierten denn zielsicheren Urteilen möglicherweise noch einen Surplus an gedanklicher Präzision zuführen können.

Detlef Lehnert, Berlin